

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sterne und Blumen. 1881-1925 1904

36 (4.9.1904)

Sterne und Blumen.

Illustrirte Unterhaltungsbeilage zum „Laupheimer Amtsblatt“.

Mitbegründet

von

Philipp Wasserburg („Laicus“) in Mainz.

N^o 36.

Sonntag, den 4. September.

1904.

Mlgr. Dr. Joseph von Schork. Erzbischof von Bamberg.

(Nachdruck verboten.)

In dem ehemaligen Fürstbistum und heutigen Erzbistum Bamberg, zu dem die Suffraganbistümer Würzburg, Eichstätt und Speyer gehören, wurde anfangs August d. J. ein erhebendes Fest gefeiert, ein Fest, bei welchem die Verehrung, Liebe und Dankbarkeit, die das katholische Volk für seinen Oberhirten befeelen, in glänzender Weise zum Ausdruck gelangte.

Am 2. August 1904 konnte der Erzbischof von Bamberg auf eine nunmehr fünfzigjährige Wirkksamkeit im Weinberge des Herrn zurückblicken, von welcher Zeit er nahezu vierzehn Jahre als Oberhirte den erzbischöflichen Stuhl im Dome des heiligen Heinrich und der heiligen Kunigunde zierte.

Der hochverehrte Jubilarpriester hat am 7. Dezember 1829 in dem unterfränkischen Dorfe Kleinheubach das Licht der Welt erblickt. Fromm erzogen und mit vorzüglichen Anlagen ausgestattet, fühlte der Jüngling sich zum geistlichen Stande berufen, und um die nötige Ausbildung und würdige Vorbereitung auf diesen erhabenen Stand zu erhalten, begab er sich nach Würzburg, wo er an der Universität und im dortigen Priesterseminar seinen theologischen Studien mit frommem Eifer oblag. Nach Vollendung derselben empfing er am 2. August 1854 das Sakrament der Priesterweihe und hatte damit das erste Ziel seiner innigsten Wünsche erreicht. Er war nun vorerst in Hammelburg, Karbach und Wschaffenburg als Kaplan in der Seelsorge tätig und schon in dieser Zeit erregte er durch seine hervorragende Mederngabe Aufsehen. Bald verbreitete sich der Ruf dieser ihm in außergewöhnlichem Maße verliehenen Gabe in weiteren Kreisen und sein Bischof schickte ihn an verantwortungsvolle Posten. So begegneten wir ihm auf der Würzburger Domkanzel, wo er tausenden von Zuhörern das Wort Gottes in einer Weise verkündigte, die tief in aller Herzen drang und sie im Guten festigte und zum Besserwerden anspornte.

Nach der im Jahre 1871 erfolgten Ernennung des Dr. Himmelstein zum Dompropst wurde Schork sein Nachfolger in der Kapitularwürde und in der Seelsorge der Würzburger Dompfarre. Dieselbe zählte damals 12 000 Seelen und erforderte eine bedeutende Arbeitskraft. Der neuernannte Dompropst scheute indessen vor der ihm aufgebürdeten Last keineswegs zurück. Unermüdetlich war er in der Seelsorge tätig, wirkte im Beichtstuhl und auf der Kanzel, in den Schulen und Vereinen und unterstützte mit Wort und Tat die Armen, Kranken und Elenden. Wie ganz besonders seine inhaltsreichen Fastenpredigten, so sicherten ihm auch seine Vorträge im „Katholischen Männerverein“

und in der „Union“ zahlreiche aufmerksame und dankbare Zuhörer. Am 23. Juli 1889 zeichnete Papst Leo XIII. den verdienten Dompropst durch Ernennung zum Dompropste aus und bald darauf wurde ihm eine weitere hervorragende Ehre zu teil. Die Kongregation der Studien zu Rom verlieh ihm den Dokortitel und pries ihn in dem betreffenden Dekrete als eine Zierde der bayerischen Priesterschaft. Wie von kirchlicher, so wurden auch von weltlicher Seite seine Verdienste gebührend anerkannt, indem der Prinzregent von Bayern ihn durch Verleihung des Michaelordens auszeichnete.

Am 23. Mai des Jahres 1890 starb Erzbischof Friedrich von Schreiber, der 1875 auf den Bamberger Erzstuhl berufen worden

war. Zum Nachfolger dieses um das Wohl seiner Diözese hochverdienten Kirchenfürsten wurde durch das Vertrauen von Krone und Kurie am 26. August 1890 der Dompropst Dr. Joseph Schork ernannt, dessen segensreiche Tätigkeit in Würzburg in dieser Berufung die glänzendste Anerkennung fand. Allerdings sahen die Würzburger Katholiken ihn ungern scheiden, wenn sie auch andererseits sich der hohen Ehre freuten, die ihrem Dompropst zuteil geworden. Im feierlichen Konsistorium am 6. März 1891 wurde er durch Papst Leo XIII. präkonisiert, und am 24. Mai im Dome zu Bamberg durch den Bischof von Würzburg unter der Assistenz der Bischöfe von Eichstätt und Speyer konsekriert. Am 4. Juni erfolgte die Verleihung des Palliums durch den Papst und am 12. Juli, dem Sonntage vor dem Feste des hl. Heinrich, die feierliche Bekleidung mit demselben durch den Bischof von Eichstätt.

In Bamberg, wo der Ruhm des neuen Oberhirten längst bekannt war, bereitete man ihm einen herzlichen Empfang, und allgemein war die Freude. Die Hoffnungen, die man auf den Erzbischof gesetzt, haben sich in schönster Weise erfüllt, denn wie er

als Pfarrer dem Wohl der Kirche und der Ehre Gottes seine ganzen Kräfte gewidmet, so betrachtete er es auch fernerhin als seine ehrenvollste Aufgabe, sich als ein guter Hirte und treuer Seelenführer der seiner Sorge anvertrauten Diözesanen zu erweisen.

Die ihm mit seiner erzbischöflichen Würde übertragenen Mühen und Pflichten waren keine geringen. Die Seelenzahl der Erzdiözese, wozu Teile der bayerischen Regierungsbezirke Oberfranken, Oberpfalz, Mittelfranken, Unterfranken und das Herzogtum Sachsen-Koburg gehören, übersteigt jetzt 400 000 Katholiken, welchen etwa 790 000 Andersgläubige gegenüberstehen. Ganz katholische Gegenden sind nirgends zu treffen; überall wohnen die Katholiken zwischen Andersgläubigen. Die Zahl der Weltpriester ist 413, der Ordens-



Mlgr. Dr. Joseph von Schork.
Erzbischof von Bamberg.

priester 21. Das Erzbistum hat in einem Stadtkommissariat (Bamberg) und 20 Dekanaten 193 Pfarreien, 38 Kuratien und Lokalkaplaneien, 64 Benefizien, 111 Kaplaneien. An Orden und Kongregationen bestehen: Franziskaner in Bamberg, Gößweinstein, Marienweiher und in Vierzehnhelligen, Minoriten in Schwarzenberg, Barnherzige Brüder in Gremisdorf, Beschulte Karmeliten in Bamberg. Englische Fräulein sind in Bamberg (Mutterhaus) und sechs Filialen. Arme Schulschwestern von Notre Dame in zwölf Orten, Franziskanerinnen aus den Mutterhäusern Augsburg, Mallerödorf und Dillingen in vierzehn Plätzen, Barnherzige Schwestern in zwei, Niederbrommer Schwestern in zehn und Töchter vom heiligen Erlöser (Mutterhaus Würzburg) in acht.

In der Reihe der Oberhirten der Bamberger Diözese, deren Gründung durch Kaiser Heinrich II. im Jahre 1007 erfolgte, ist Dr. Josef von Schork der 69., als Erzbischof der 6. Bamberg wurde 1817 Erzbistum. Bisher konnte nur ein Kirchenfürst, Erzbischof Bonifaz von Urban (1842—1858), das gleiche Jubiläum wie Erzbischof von Schork feiern. Als Erzbischof von Bamberg nimmt von Schork gleichzeitig Sitz und Stimme in der Kammer der bayerischen Reichsräte ein. Er ist ferner römischer Graf, Hausprälat und Thronassistent Sr. Päpstlichen Heiligkeit. Der Jubilar ist im persönlichen Umgang von gewinnender Liebenswürdigkeit. Seine Milde und Herzensgüte sind allgemein bekannt und auch von Andersgläubigen wird er als ein sehr würdiger Priester hochgeschätzt.

Die Katholiken der Erzdiözese Bamberg boten natürlich an seinem Ehrentage Alles auf, um auch nach außen hin ihre treue Anhänglichkeit zu bekunden. Sie wußten, was sie ihrem verdienstvollen Oberhirten schuldig waren und in einmütigen Gebeten flehten sie den Segen Gottes auf sein Haupt herab. In der Bischofsstadt Bamberg wurde in Anwesenheit des Bischofs von Würzburg das Jubiläum am 2. August in glänzender Weise kirchlich und weltlich gefeiert; außerhalb der Residenz des Erzbischofs am darauffolgenden Sonntage, am 7. August.

Papst Pius X. erfreute den Jubilar durch ein überaus herzliches Glückwunschsreiben und übermittelte den päpstlichen Segen. Der Prinzregent von Bayern sandte ebenfalls ein persönliches Glückwunschsreiben und verlieh dem Jubilar das Ehrenkreuz des Ludwigsordens, das der Regierungspräsident von Oberfranken, Freiherr von Romen, überreichte. Der gesamte Episkopat sowie sämtliche Domkapitel Bayerns gratulierten und die Stadt Bamberg verlieh dem Jubelpriester das Ehrenbürgerrecht. Die Festpredigt im Dom zu Bamberg hielt in gewohnter Meisterschaft der dortige Dombekan Prälat Dr. Schädler. Anordnungen der verschiedenen Anstalten, Vereine, Korporationen u. s. w., waren seit Wochen aus der ganzen Erzdiözese zur Gratulation erschienen; zahlreiche und kostbare Gaben wurden dem Erzbischof überreicht.

Möge Erzbischof von Schork seinen Diözesanen zum Nutzen und der Kirche zum Wohle noch manches Jahr erhalten bleiben!

Der Einsiedler von der Hallig.

Erzählung von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Der Baron strich mit leichter Hand über ihr Haar, „Höre mich an, Mila,“ nahm er das Wort. „Du warst mir ein lichter Sonnenstrahl auf meinem dunklen Pfad; Deine Anwesenheit drang wie erquickender Morgentau auf die dürstende Flur, mit süßer Frische belebend, durch meine Seele, und dennoch, weil ich Dich liebe, liebe wie mein eigenes Kind, darfst Du nicht länger hier verweilen. Wenn diese Hand berührt, wer sich in Liebe zu mir neigt, ist dem Unglück, dem Tode verfallen. Du sollst gerettet werden — Dich soll das böse Geschick meiner Nähe nicht treffen, das furchtbare Loos; Du sollst fort von mir. In einer der ersten Familien des Landes will ich Dir eine Stätte bereiten, wie nur der Reichtum sie zu gewähren vermag. Ich werde Dir ein Kapital aussetzen, groß genug, für immer die Sorge von Deinem mir so teuren Haupte fernzuhalten. Du sollst sehen, daß ich Deiner gedacht, daß nur die Liebe, die Sorge für Dich es war, die mich zu diesem Entschluß veranlaßt hat. Ist der unselige Zauber, der an mir haftet, mit meinem Tode gelöst, dann lege einen schlichten Kranz auf meinen Sarg, und jedes Blatt wird mir Grüße zuflüstern von Dir, und friedlich werde ich schlummern.“

„O, nicht weiter, mein teurer Oheim, Sie zerreißen mir das Herz!“ rief Mila. „Nur mit Gewalt könnten Sie mich von dieser Stätte bannen! Entreißen Sie sich den entsetzlichen Gedanken, die Ihre Seele belasten; lassen Sie mich hier bleiben zum Beweis, wie Ihre trüben Vorstellungen trügen; denn ich bin glücklich in Ihrer Nähe, Oheim, und ich fühle, ich werde nur hier glücklich bleiben.“

Felix schüttelte fast unwillig das Haupt. „Du irrst!“ sagte er. „Ich besaß eine Gattin, ein Kind; sie trugen meinen Namen und mußten sterben; ich lud Lydia Bernheim und ihren Sohn hierher zu mir ein; der unglückliche Jüngling mußte sterben; soll ich, der Gebrochene, auch Dich zum Grabe geleiten?“

Da erhob sich Mila und, dicht an den Baron herantretend, sagte sie mit leisem, aber feierlichem Tone: „Baron Felix von Waldenow, ich kann Ihnen beweisen, daß falscher Wahn Sie umfängt, denn nicht alle, die wir tot wännen, sind dies in der Tat. Wissen Sie sicher, daß Gattin und Kind, beide ihren Tod in den Wellen fanden?“

„Mila!“ — des Barons Antlitz drückte die höchste, eine fast ängstliche Spannung aus — „Mila, was willst Du damit sagen? Doch nein,“ unterbrach er sich, „ich will nichts wissen; mehr als achtzehn Jahre sind verstrichen. Was Du mir entdecken würdest, wäre nichts als Mutmaßung und leerer Wahn. Doch noch eins lasse Dir sagen — ein Geheimnis für all die andern, das Dir die Klust aufstun wird, die mich noch vom Grabe meiner Gattin trennt. Würde Hella, mein Weib, das ich glühend geliebt, jetzt auferstehen von den Toten, ich würde sie weinend von mir stoßen; denn, Mila — sie war mir treu-

los; ihr Tod war ihre Strafe, die Sühne ihres Vergehens in dem Augenblicke, als sie mit einem anderen Manne, den sie liebte, zu fliehen beabsichtigte.“

Seltamerweise schien das junge Mädchen die Ergriffenheit des Redenden nicht zu teilen; der deutliche Widerschein der Ungläubigkeit nahm von Milas Antlitz Beschlag. „Und wer brachte Ihnen diese Nachricht? Herr von Herbach, nicht wahr?“

„Er, der treueste der Freunde; mit Tränen berichtete er mir Hella's Schuld — ihr trauriges Ende und das Ende meines armen, unschuldigen Kindes!“

„Nun wohl, so hören Sie mich auch, Baron Felix von Waldenow!“ rief Mila; „vernehmen Sie, was mein Herz mir zuruft, was das Gefühl, das mir stets Grauen vor Waldemar von Herbach einflößte, mir diktiert: Ihre Hella ist unschuldig, und jener Niels Gardberg, der durch die Verleumdungen und Lügen Herbachs irre geführt, Sie für einen Verräter an Weib und Kind hielt, rettete Ihren Sohn und nahm ihn mit sich in die neue Welt. So berichtete mir ein junger Mann, dessen ganzes Auftreten die wärmste Teilnahme erweckt, aus dessen treuen Augen die reine Wahrheit leuchtet, und dieser Mann nannte sich Ihren Sohn!“

„Mein Sohn!“ Wie elektrifiziert sprang Felix auf. Doch schon im nächsten Augenblick sank er gebrochen in seinen Stuhl zurück. „Mein Sohn!“ wiederholte er fast klagend. „Kind, es geschehen keine Wunder mehr in dieser Welt, und ein argloses Mädchen leidet dem Betruge leicht das Ohr.“

„Wenn hier Betrug im Spiele,“ rief Mila glühend, „so begehrt ihn Waldemar von Herbach; mag er denn ans Tageslicht dringen, der Gedanke, den ich bis heute schüchtern verbarg; ich erkläre: Waldemar von Herbach spielt ein falsches Spiel! Ich durfte mich nicht früher offenbaren, und ich konnte nichts tun, als beten für Sie, mein Oheim, daß Gott Sie erleuchte. Herbach hält Sie in Fesseln, wie ein Pflanzler seine Sklaven; statt Sie luft- und lebensvolleren Kreisen zuzuführen, umdüstert er Ihr Gemüt mehr und mehr; er vergrößert geflissentlich das Leiden Ihrer Nerven. Scheel sah er zu, als Sie mir zuliebe den Fuß wieder einmal in Gottes grüne Natur setzten, die Sie Jahre lang gemieden. Felix von Waldenow, mein Oheim, hören Sie auf meine Stimme, entscheiden Sie nicht in der Sache des Anfömmelings, der sich Ihren Sohn nennt, ohne vorher geprüft zu haben, ob seine Ansprüche mehr sind als ein Betrug. Um die siebente Stunde harret der junge Mann meiner, damit ich ihn ohne Vorwissen Herbachs zu Ihnen führe. Wollen Sie ihn sehen? Im Namen Ihrer Hella frage ich Sie nochmals, wollen Sie ihn sehen?“

Waldenow hatte mit beiden Händen sein Antlitz bedeckt. Der Schweiß perlte in Tropfen auf seiner Stirne. Ein heftiger Kampf war in dem unglücklichen Mann erregt. „Wenn

Waldemar mir mein Dasein hübisches gestohlen hätte!" raunte er mit bebender Lippe vor sich hin. „Lag der Gedanke, den Milas Wort mir gab, nicht schon lange als ein entzündbarer, aber toter Körper in meiner Brust? Jetzt fiel der Zündstoff hinein und er lodert in Flammenschrift.“ Alsdann fuhr er laut fort: „Wohl, Mila — um Hellas, um Deinetwillen will ich meinen S —, will ich den Fremden sehen; um die siebente Stunde bin ich zum Empfang bereit; aber bis dahin bedarf ich der Ruhe und Erholung. Ich fühle mich matt, Mila, sterbensmatt. — Niemand soll mich bis zum Abend stören, niemand, selbst Waldemar nicht. Mein Diener soll Wache halten und um sieben Uhr die kleine Seitentüre öffnen, die durch die Garderobe in dieses Zimmer führt. Auf diesem Wege magst Du kommen mit dem, der Hellas Kind zu sein behauptet. Jetzt geh' — ich will schlafen.“ Sein Haupt sank kraftlos in die Lehne des Sessels zurück, seine Augen schlossen sich.

Lautlos entfernte sich das junge Mädchen, um Frau Bernheim aufzusuchen und mit der unglücklichen Mutter zu weinen. Sie erfuhr, daß Frau Bernheim das Schloß verlassen und sich mit der Leiche ihres Sohnes in das Wirtshaus begeben hatte, wo eben die nötigen gerichtlichen Formalitäten vollzogen wurden.

Neuntes Kapitel.

Waldemar von Herbach hatte im Laufe des Tages oft Gelegenheit, die peinlichsten Proben der Selbstbeherrschung zu bestehen. Ihm, als dem Vertreter der Gutsheerrschaft, lag es ob, die mit der Untersuchung des vorläufig als Raubmord festgestellten blutigen Vorfalles beschäftigten richterlichen Beamten zu unterstützen, und er glaubte, eine besondere Hilfsbereitschaft zeigen zu müssen, um jede Verdächtigung gegen sich dadurch leichter abwenden zu können. Es war eine Riesenaufgabe der Heuchelei und Selbstbeherrschung, der er sich unterzog, und er vermeinte gegen Abend, als er sich in seine Zimmer zurückziehen konnte, sich Glück wünschen zu dürfen über einen allerdings schwer errungenen, aber außerordentlich gelungenen Erfolg.

Es war aber doch ein von Triumph und gleichzeitig von tödlicher Furcht überstürzendes Gefühl, als er, in sein Arbeitskabinett getreten, hastig die Türe hinter sich verschloß und mißtrauisch mit zaghaften Blicken jeden Winkel des Zimmers untersuchte. Herbach befand sich allein, nach den entsetzlichen Aufregungen des Tages zum ersten Male ohne die Gesellschaft anderer. Der Mörder sah sich allein mit dem Bewußtsein des Verbrechens und all der Erinnerung an die erschütternden Bilder, die sich an den Pistolenschuß am Steinkreuz anreihen.

In jeder Gardinensalte, in jedem Tapetenschnörkel, aus den Büchern und Papieren auf dem Schreibtische starrte ihm das bleiche, sanfte Antlitz des Ermordeten entgegen, und wenn Herbach krampfhaft die Augen schloß, war es ihm, als ob jemand über seine Schultern in sein Angesicht blickte, und wenn er erschreckt die Blicke wieder aufschlug, glaubte er, das im herzerreißenden Jammer erlöschende Antlitz der Mutter des Erschossenen zu gewahren.

„An dem Frevel gegen Dich war meine Absicht unschuldig, entsetzliches Weib!“ rief Herbach halblaut, und Zieherfrost schüttelte ihn. „Nagt das Verhängnis an mit Euren bleichen Gesichtern, nicht mich, das elende Werkzeug!“ Wie gehetzt eilte er an seinen Schreibtisch und zündete die Lampe an, ebenso die Kerzen der doppelarmigen Leuchter auf dem Kaminsims. Während dieser kleinen Beschäftigung hatte er sich wieder ermannt. Fast trotzig blickte er auf die Kerzenflämmchen, die erst zu erlöschen schienen und dann plötzlich hell aufstrahlten. „Fort mit dem spießbürgerlichen Kleinmuth!“ raunte der unheimliche Mann, und er verzog die Lippen zu einem verächtlichen Lächeln. „Die bleichen Ge-

sichter tasten meine gesellschaftliche Ehre nicht an, und sie treten als Ankläger nur vor ein Forum, an welchem ich selber erster Richter bin. Fahre hin, feiges Bagen, und dann mit überlegter Ruhe zur Vernichtung der Beweisstücke, die wider mich zeugen könnten!“ Er trat ans Fenster, spähte hinaus und ließ dann vorsichtig die Läden nieder.

Herbach begab sich jetzt an den Schreibtisch; der Druck auf einen Knopf in der Verschlingung der eingeschnitzten Arabesken öffnete ein geheimes Fach. Aus demselben nahm der Verbrecher Kette, Uhr und Börse des Gemordeten hervor. Dann griff er mit unsicherer Hand nach dem Taschenbuche, auf welchem der Name „Emil Bernheim“ eingepreßt war.

Die leblosen Gegenstände, die fürchterlichen Zeugen des Verbrechens, lagen jetzt vor demjenigen, dem der Akt der Vernichtung eines Menschenlebens so leicht vorgekommen war. Er versank einige Minuten in Betrachtung der Sachen; dann stieß er ein höhnisches Lachen aus; dieser Hohn sollte ihm selber gelten. „Lor,“ sprach er, sehr ernsthaft werdend, „Du bedarfst noch großer Ruhe, um Dich nicht durch die eigenen Kindereien zu verderben! Der Mensch gräbt die Spuren seines Daseins in die Zukunft, und es gehört die Schöpferkraft einer Allmacht dazu, um die Spuren zu vernichten.“ Die letzten Worte erklangen gleichsam auf den Lippen, und er stierte wiederum lange auf die Gegenstände, vor denen, wie ärmlich sie auch erschienen, dennoch der Menschenwitz seine Verbrechlichkeit so bloßstellte. „Geht zurück in euer Versteck,“ jagte er endlich und fügte, gleichsam zu seiner eigenen Beruhigung hinzu: „Wer würde euch im Zimmer Waldemar von Herbachs suchen? Ruhet aus, bis sich der erste Sturm gelegt hat; dann wird sich die Gelegenheit finden, euch der ewigen Unsichtbarkeit zu überliefern.“

Er packte die Sachen in das noch offenstehende Fach und sorgte demnächst mit Vorsicht für den künstlichen Verschuß.

Dann ging er sinnend in dem Zimmer auf und nieder. Sein hastiger Schritt deutete auf das Stürmische der Gedanken. Plötzlich blieb er stehen und murmelte mit zähneknirschender Stimme: „Das Schicksal beleidigt mich schwer; es riß mich zum Mord hin — einen Fehlgriff, und derselbe Alp, den die Mitteilungen Lechamps auf meine Schultern wälzte, ruht noch auf mir, sein ehernes Gesetz verdoppelnd. — Felix, du darfst deinen Sohn nicht sehen! — ich bin zu jeder weiteren Tat entschlossen. Wohlan, überlege ich die nächsten Schritte mit durchaus kaltem Blute.“

Wieder begann er die Promenade durch die Stube. Seine Bewegung ward ruhiger; er schien mit seinem Plane ins Reine zu kommen. Er nahm aus einem Wandschrank eine Flasche Portwein und schenkte sich ein großes Glas voll ein.

Er bedurfte eines körperlichen Reizes; denn die Nerven schienen nach den unendlichen Aufregungen erschlaffen zu wollen. Er trank in langen Zügen mit wilder Gier.

„Und jetzt,“ sprach er laut vor sich hin, „jetzt zu Felix! Ich muß ihn einschüchtern, und überläßt er mir, den Burschen zu empfangen, dann, Hella Martensen, müßtest Du selber aus Deinem Grabe aufsteigen, um Dein Kind in Waldenows Schloß als künftigen Gebieter einzuführen. — In meiner Hand ist der Trauschein, jeder andere Beweis der Rechtmäßigkeit der Ehe Waldenows ist durch den Einsturz der Kirche auf der Hallig vernichtet; gewiß ist auch der damals schon alte Priester tot, und kein Zeuge wohnte der heiligen Handlung bei. Kommt es zum Neuzersten, so bestreite ich, selbst Felix gegenüber, die Rechtmäßigkeit der Ehe!“

Er warf einen Blick in den Spiegel und war mit seinem Aussehen zufrieden, denn keine Spur seines Antlitzes verriet die Aufregung, in der er sich befand. Dann verließ er sein Zimmer und schritt dem Flügel zu, in dem sich die Räume der Wohnung seines Veters befanden. (Fortsetzung folgt.)

Maria Geburt.

(Sonett.)

Ein Blümlein zart, ein Mösklein ist entsprungen,
Gar lieb und hold, von Himmelsglanz umflossen,
Der Wurzel Fesses wunderbar entsprossen
Hat's alle Welt mit süßem Duft durchdrungen.

Ein neues Lied im Himmel ward gesungen,
Als diese Blume strahlend sich erschlossen,
Wie keines noch aus Engelsmund geflossen,
So süß und rein im Himmel nie erklingen.

Für Dich soll glühen unser Herz alleine,
Du Blume leuchtend in Sanct Annas Schoße.
Bis wir Dich seh'n im lichten Glorienscheine!

(Nachdruck verboten.)

O, kommt und preist die schöne Wunderrose,
So herrlich blüht in Gottes Garten keine;
Maria ist's, die Keine, Makellose!

Joh. Stader.

Im Manöver.

Erzählung von Paul Junka. — Autorisierte Uebersetzung
von Wilhelm Thal.

(Nachdruckverboten.)

I.

Brief des Leutnants Neufelis an Herrn Georg Bousquet, Staatsanwalts-Substitut in Danitz, Sever (Landes).

„Du wirfst mir vor, ich vernachlässige Dich, mein alter Kamerad, und Du hast ganz Recht! Schone mich nicht! ... Deine Vorwürfe sind noch lange nicht so streng, wie ich sie mir selber mache!

Trotzdem könnte ich Dir einen Teil derselben zurückgeben, denn, ohne Groll gesprochen, Deine Briefe sind spärlich und auf beiden Seiten ist unsere — zuletzt so fleißige — Korrespondenz langsam eingeschlafen.

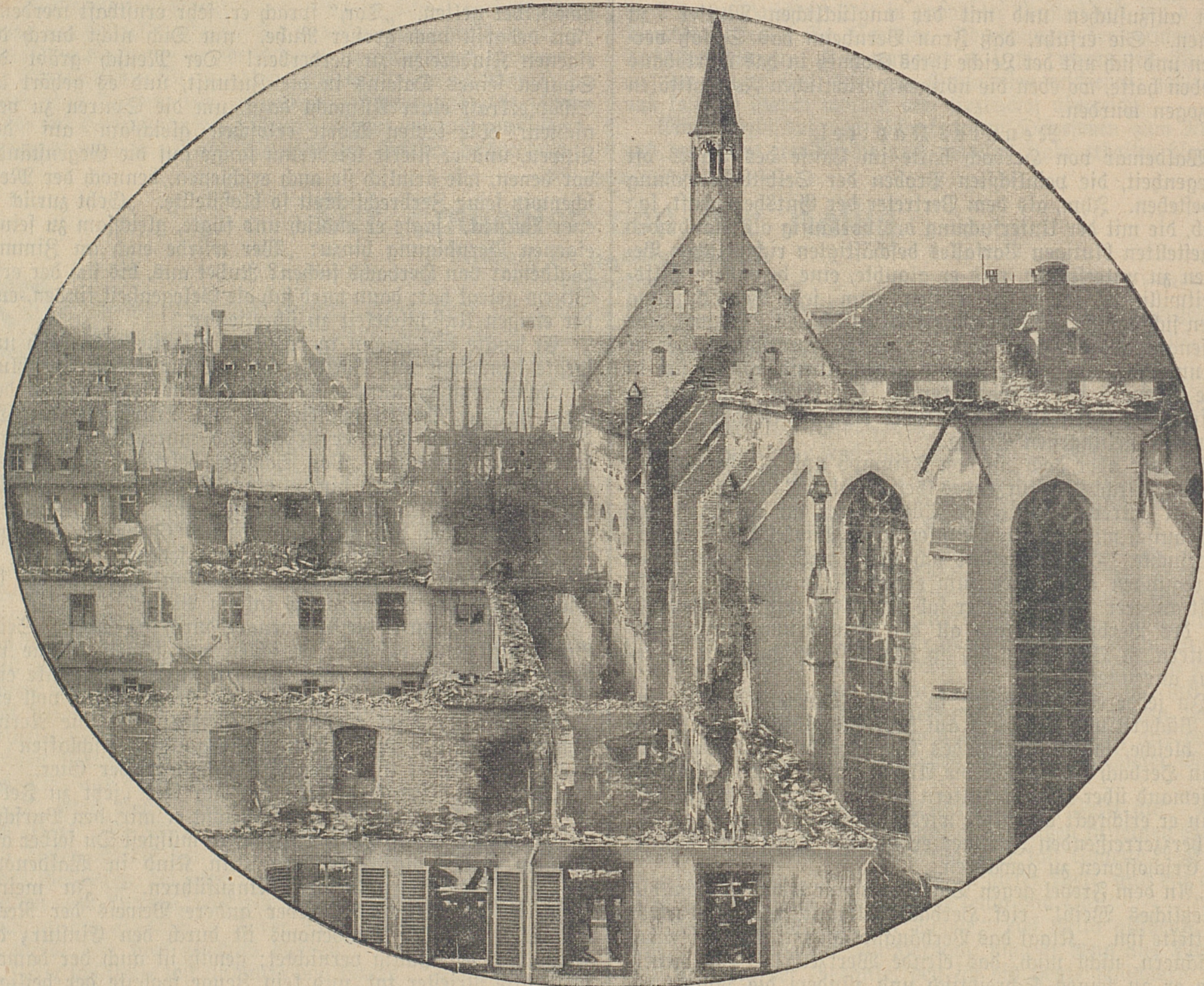
Die Schuld liegt eben mehr am Leben als an uns selbst!

förmigen Garnison, und beide haben wir bescheiden und stillschweigend unsere tägliche Arbeit vollbringen müssen.

Und nach und nach haben wir das Schreiben eingestellt, weil wir uns in den Geständnissen, die wir uns hätten machen können, von unserem alten Ideal allzu weit entfernten und keine Tatsachen mehr fanden, die das Erzählen verlohnten!

Glaube aber nicht, lieber Jugendkamerad, daß ich die Feder heute nur aufnehme, um Dich mit philosophischen Betrachtungen über die Unerfüllbarkeit unserer Jugendträume zu langweilen! Ganz im Gegenteil! Es ist ein langer Glücksschrei, den ich ausstoßen will!

Ja, Georg, sie hat endlich geschlagen, wie sie auch für Dich hoffentlich schlagen wird, die Stunde, an der ich fast schon verzweifelte! Das köstliche, unvorhergesehene, himmlische Abenteuer ist in mein Leben eingetreten! Und mit der Zukunft, mit der Liebe versöhnt — denn — das hast Du wohl



Brand des städtischen Waisenhauses und der Magdalenenkirche in Straßburg (Elsas).
Blick auf die Trümmerstätte.

Das Leben ist so ganz anders, als man es sich zwischen den vier Wänden des Gymnasiums einbildete! Erinnerst Du Dich an die schönen Träume, die uns entzückten, und die von der prosaischen Wirklichkeit so himmelbreit verschieden sind? Als Sohn eines Richters hattest Du den Kopf voll berühmter Prozesse und zweifeltest nicht, daß Du schon beim ersten Schritt dem „schönen Verbrechen“ begegnen würdest, mit dessen Hilfe Du Dich als ein Wunder von Beredsamkeit entpuppen konntest. Ich, der Sprößling einer glorreichen Familie von Militärs, wurde von wunderbaren Schlachten und Kriegsbildern heimgesucht, und — warum soll ich es Dir nicht gestehen? — ich dürstete nach Liebe und Abenteuern und träumte mich zurück in die längst verschwundenen Zeiten der Musketierte.

Wir haben uns mit weniger begnügen müssen, nicht wahr, Freund Georg? Die Enttäuschungen sind nicht ausgeblieben. Du sitzt in Deiner kleinen Provinzstadt, ich in meiner ein-

schon erraten, um sie handelt es sich — beeile ich mich, nun die verlorene Zeit einzuholen, Dir ein wahres Reise- — Bardon! Manövertagebuch zu senden.

Achtung! Ich beginne.“

II.

„Du kennst die Normandie nicht, mein lieber Georg?

Für mich — vielleicht weil meine Freude hier geboren wurde — bietet diese wunderbar grüne, fruchtbare und ruhige Provinz mit ihren weiten Horizonten, ihren mit Viehherden bevölkerten Weideplätzen, ihren klaren Wassern eins der schönsten Bilder, das sich in unserem Lande findet.

In diesem Jahre hatte das Armeekorps, zu dem mein Regiment gehört, seine Operationen im Departement Eure und besonders in der Umgegend von Gisors, einer kleinen Stadt mit malerischen Ruinen, vorgenommen. Gisors liegt fast im Mittelpunkt einer ungeheuren Ebene, die unsern Heldentaten einen vorzüglichen Rahmen bot.

Ich werde Dir die technischen Einzelheiten ersparen; es genüge Dir, daß es beim Gefecht heiß zuging, und wir Sieger blieben. — „Wir,“ das begreifst Du wohl, waren meine Leute und ich. Als wir frei waren, lenkten wir die Schritte nach den Häusern, die der Feldzugsplan uns als Nachtlager angewiesen hatte.

Aber wir beeilten uns nicht allzu sehr.

Der Abend war so mild und lud so sehr zum Spaziergang oder zur Träumerei ein, daß ich die mir gegebene Freiheit benutzte und mich in leichtem Trabe von der Schwadron entfernte, um das Bedürfnis nach Einsamkeit zu befriedigen, das der Anblick einer schönen Landschaft und eines heiteren Himmels stets in mir erweckt. Bald im Trabe, bald im Galopp, ganz nach der Laune Tandongos, eines prächtigen Pferdes (ein Geschenk meines Onkels, des Generals), dessen Leidenschaft der eine Manövertag nicht gedämpft, kam ich als erster nach dem Flecken Sabinville, wo wir übernachten sollten.

Etwa zwanzig auf einem langen, hügelig ansteigenden Wege verstreute Häuser, das ist Sabinville; auf einer Anhöhe liegt ein größeres Gehöft.

Ich wandte mich geradewegs diesem Gehöft zu, in dem die Offiziere logieren sollten.

„Guten Tag, mein schönes Kind! ... Sind Sie die Pächterin?“

Diesen galanten, aber ungenierten Gruß richtete ich an eine junge Person im hellen Peralkleide, die, die Hände in den engen Taschen einer koketten Taffetschürze verborgen, mich von der Schwelle des Hauses aus betrachtete.

Dann stieg ich im Hofe inmitten einer Schar erschrockene Hühner vom Pferde.

Ein leichtes Lächeln huschte über die rosigen Lippen des jungen Mädchens, und ein Blitz fröhlicher Spottlust schoß in ihren Saphiraugen auf, während sie mit ruhiger Miene und tiefer Verbeugung erwiderte: „Allerdings, Herr Offizier, Ihnen zu dienen.“

Ich sah mich entzückt um, so einladend waren das Haus und die Wirtin.

Der Backthof zeigte sich in anheimelnder Sauberkeit mit seinen grünen Fensterläden und den roten Geraniumranken, die die weit geöffneten Fenster einrahmten, während der hintere Teil des großen Hofes von Geflügel aller Art bevölkert war. Rings umher verrieten mehr dicht nebeneinanderstehende Gebäude mit niedrigem Dach die Bedeutung der Besizung. Neben dem Wohnhause stand ein Taubenschlag in Kuppelform, der mit tausenden rotfüßiger Tauben bedeckt war, die stolz ihre blanke Brust in der Luft wiegten und ihr süßes Girren zum Himmel steigen ließen. In einiger Entfernung, sich bis zur Unendlichkeit des Horizontes ausdehnend, schliefen die Felder unter der goldenen Liebkosung der untergehenden Sonne ein, und die schönen gefleckten Rühe ließen auf den Wiesen ihr Gebrüll vernehmen.

Ich war berauscht von dem Zauber des Ortes und der Stunde, und eine unbeschreibliche Rührung schlich sich in meine Brust.

Es gibt im Leben solche einzig dastehende Minuten; diese gehört dazu; ich hätte gewünscht, das dem schönen Kinde, das mich betrachtete, sagen und ihr das unerklärliche Gefühl aussprechen zu können, das mir plötzlich die Seele weitete — doch ich fand nichts!

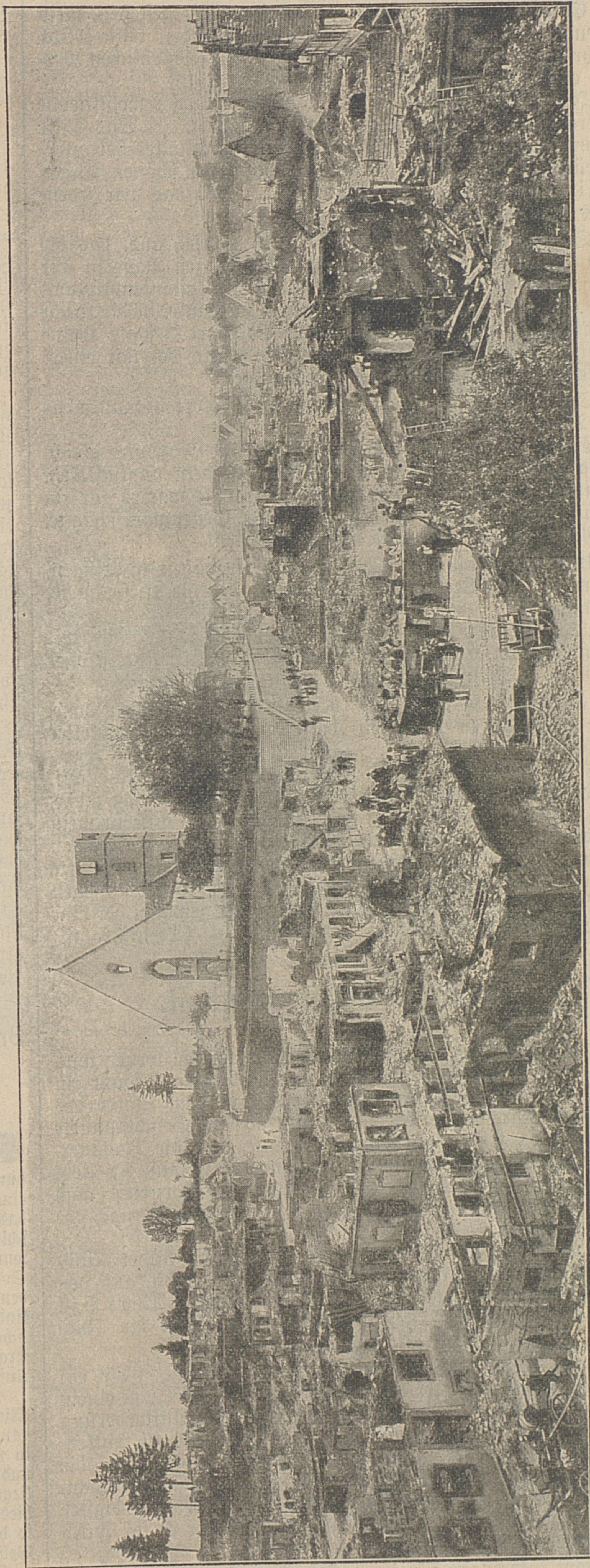
Ich hatte mich ihr genähert, und wollte ihr eben — Du ahnst es wohl schon! — irgend ein Kompliment machen, als sie in demselben naiven Tone fortfuhr: „Sie werden doch wohl etwas trinken, Herr Offizier? ... Sie bedürfen der Ruhe und Erfrischung. ... Treten Sie doch ein und setzen Sie sich!“

Du kannst Dir denken, daß ich, von dieser ländlichen Anmut entzückt, eifrig auf den Vorschlag einging.

Meine entzückende Wirtin — denn sie war wirklich entzückend! — ging mir in eine ungeheuer geräumige Küche voran, in der bei zahllosen blendenden Kupferfasservolen eine korpulente Person mit rotem Gesicht thronte, die eine breite, fleckenlose weiße Schürze umgebunden hatte.

Bei unserem Eintritt erhob sie sich, setzte sich aber auf ein Wort des jungen Mädchens, das ich nicht verstand, sofort wieder, während ein eigentümliches Lächeln über ihr Gesicht huschte. Sie hatte einen recht gewöhnlichen Ausdruck; doch, da

ich glaubte, ich befände mich der Mama meiner hübschen Wirtin gegenüber, so begrüßte ich sie mit übertriebenem Respekt. Dann näherte ich mich dem jungen Mädchen und



Gesamtansicht der Brandstätte von Isfeld in Württemberg.

flüsterte ihm in leisem Tone zu: „Ihr Gesicht, mein Fräulein, erinnert glücklicherweise an das Ihrer Frau Mutter absolut nicht!“

„Das hat man mir immer gesagt!“ versetzte sie ernst.

Ich hätte meine Dummheit vielleicht noch vergrößert, hätte mir die kleine Pächterin nicht einen Sessel hingeshoben und mich gefragt: „Was darf ich Ihnen anbieten, mein Herr? — Ein Glas Milch? — Wir haben ausgezeichnete!“

Einem Dragoner Milch! . . . Ich kann Dir gestehen, mein Freund, ich habe seit meiner frühesten Kindheit keine Milch mehr gekostet! . . . Doch wie sollte ich einer so niedlichen Person einen Korb geben?

Ich erklärte deshalb sofort, ich hätte für dieses wohlthuende Getränk stets eine besondere Vorliebe gehabt. . . . Was hätte ich unter dem süßen Blick meiner Wirtin nicht alles heruntergewürgt! . . . Trotzdem glaubte ich, in ihren schönen Augen ein ironisches Lächeln zu bemerken. . . . Doch das war jedenfalls nur so eine Idee von mir!

So trank ich denn den Inhalt des Glases aus, das die kleinen eigentümlich weißen Hände der jungen Bäuerin mir hingestellt hatten, als ein großer Bursche in kastanienbrauner, sehr eleganter Livree, als wäre er hier zu Hause, in die Küche trat. — „Wir brauchen Sie nicht, Polydore!“ sagte meine Wirtin ruhig, indem sie sich mit einem Blicke, der mir etwas gebieterisch vorkam, nach ihm umwandte.

Er verneigte sich ein wenig und ging sofort hinaus, ohne ein Wort zu erwidern.

Eine seltsame Eifersucht zerriß mir das Herz, und gleichzeitig empfand ich ein tiefes Mitleid mit dem unglücklichen Menschen, den sie so hart fortschickte. Vielleicht war es gar ein Bräutigam, dessen sie sich jetzt in meiner Gegenwart schämte.

Ach, die Weiber! dachte ich; die Weiber!

Und ich beschloß, meine Wirtin in Verlegenheit zu bringen, indem ich das Verdienst des Mannes, den sie verleugnete, rühmte.

„Das ist aber ein kräftiger Bursche,“ sagte ich mit galanter Leichtfertigkeit. „Er ist wenigstens einen Kopf größer als ich! . . . Mein Kompliment, mein schönes Kind!“

„So müssen sie auch sein!“ versetzte sie in demselben Tone, ohne scheinbar zu bemerken, daß ich allzu sehr Musketier wurde.

Jetzt, mein Freund, sperrte ich Mund und Nase auf. Dieser Plural hatte mich verblüfft. Ich verstand nicht mehr, und, ohne ein Wort sprechen zu können, ließ ich mich in mein Zimmer führen, nachdem ich der dicken Dame in der weißen Schürze einen neuen, tiefen Diener gemacht. Diese erwiderte meinen Abschiedsgruß etwas verlegen, mit halb geschlossenen Lidern und zusammengekniffenen Lippen, wie jemand, der eine starke Lachlust zu unterdrücken sich bemüht. (Schluß folgt.)

Japanische Gastfreundschaft.

(Nachdruck verboten.)

Wenn man seine Mitmenschen genau kennen lernen will, muß man sie in ihrem Heim beobachten,“ sagte ein Herr, der zwanzig Jahre seines Lebens in dem Lande des Mikado verbracht hatte; „und von diesem Gesichtspunkte aus gibt es keine angenehmeren Leute, als die Japaner. Wer unter ihnen lebt und sie kennen lernt, muß sie lieben. Auch wenn man das schwerste Vorurteil nach Japan mitbringt — es schmilzt in nichts zusammen, noch ehe ein Monat um ist.“

Den Grundzug des japanischen Charakters bildet Kindlichkeit und Schlichtheit. Nicht selten sieht man auf den Dorfstraßen Erwachsene, ja selbst Leute mittleren Alters Ball spielen oder Drachen steigen lassen, was ihnen ein kindliches, ungeheucheltes Vergnügen bereitet.

Die Japaner sind äußerst höflich und gastfrei. Geht ein Fremder durch ein Dorf, so kann er fast sicher sein, von einem oder dem andern die höchst lebenswürdige Aufforderung zu bekommen, näherzutreten und eine Tasse Tee zu trinken. Der Hausherr führt seinen ihm unbekanntem Gast auf die Veranda, ein Brett mit Tee und Süßigkeiten wird gebracht, und der Wirt unterhält seinen Gast in lebenswürdigster Weise, wobei er stets zu verstehen gibt, wie sehr er sich durch die Anwesenheit des Fremden geehrt fühlt.

Höchst interessant für einen Fremden ist die erste Mahlzeit in einem japanischen Hause. Jeder Gast hat einen kleinen Tisch für sich und bekommt alle Gänge auf winzigen Platten vorgesetzt. Man kann mit Obst und Süßigkeiten anfangen; bei einem großen Mahle jedoch erscheint zuerst die

Suppe, dann folgen verschiedene prachtvoll zubereitete Fische, meist in Form eines Balles und in Scheiben geschnitten. Weitere Gänge sind: Omelette, Gühnerfrütkaffee, gedämpfte Kastanien, Lotoswurzeln in Soja-Sauce, Bambussprossen und andere Delikatessen des Landes, alles in höchst appetitlicher Zubereitung.

Dies sind jedoch alles nur Vorspeisen zu dem Hauptgericht jedes japanischen Schmauses — dem Reis. Zu diesen Vorspeisen darf man soviel Sake trinken als man will. Der Sake ist das aus Reis hergestellte Nationalgetränk; er schmeckt nicht allzu süß und wirkt sehr anregend, so daß die Gäste bald vergnügt werden. Sobald jedoch der Reis serviert wird, ist es mit dem Trinken vorbei.

Den schneeweißen, appetitlich zubereiteten Reis reicht ein zierliches Hausmädchen, das neben der großen Schüssel kniet. Will man der Wirtin eine Ehre antun, so nimmt man wenigstens drei- bis viermal davon. Man bekommt ihn in einer hübschen Schale aus Porzellan oder lackiertem Holz, die man in Lippenhöhe hebt, um den Reis, so gut es geht, mit zwei silbernen oder elfenbeinernen Stäbchen in den Mund zu befördern.

Nach dem Essen trinkt man mindestens eine Tasse Tee, der aber ganz anders aussieht wie bei uns. Er besteht in einem strohgelben Aufguß grünen Tees und wird ohne Milch oder Zucker genossen. Er ist äußerst schwach, doch sehr wohl-schmeckend und erfrischend, und wird bald, wie so viele japanische Dinge, ja sogar Sake, dem Fremden unentbehrlich. — Hiermit ist das Mahl zu Ende, und die Herren dürfen nun rauchen, wobei ihnen die Damen des Haushalts Gesellschaft leisten. Jede von ihnen zieht eine lange, zierliche Pfeife hervor, deren Kopf halb so groß wie ein Fingerhut ist. In diesen tut sie eine winzige Prise Tabak, die nach zwei bis drei Zügen verbraucht ist; dann füllt sie den Pfeifenkopf von neuem. Alles dies führt sie mit vollendeter Anmut aus, und was bei anderen vielleicht anstößig erscheinen würde, steht ihr entzückend.

Es gab eine Zeit, in der die Japanerin, selbst wenn sie Familienmutter war, als ein durchaus untergeordnetes Wesen betrachtet wurde; es galt damals als ein besonderer Gnadenakt, wenn ihr Herr und Gebieter ihr einmal erlaubte, an einer seiner Mahlzeiten teilzunehmen. Aber die Zeiten haben sich geändert, und jetzt nimmt die japanische Frau eine beneidenswerte Stellung ein; ihr Gatte ehrt und verwöhnt sie und läßt ihr jede mögliche Freiheit.

Auf jeder sozialen Stufe Japans findet man die gleiche Zuborkommenheit gegen Fremde, dieselbe lebenswürdige Kindlichkeit und die nämliche einfache, wohlgeordnete, frugale Lebensführung.

Brand des städtischen Waisenhauses und der Sankt Magdalenenkirche in Straßburg (Elsaß).

(Mit Abbildung.)

(Nachdruck verboten.)

Eine Stätte trostloser Verwüstung bezeichnen die Trümmer des städtischen Waisenhauses und der St. Magdalenenkirche in Straßburg, welche Gebäude in der Nacht vom 6. auf den 7. August 1904 einer gewaltigen Feuersbrunst zum Opfer fielen. Vermutlich entstand das Feuer durch einen schadhaften Kamin, der unter dem Knabenschlafsaal des städtischen Waisenhauses gelegenen Anstaltstüchle und wurde zuerst von dem Lehrer auf dem Knabenschlafsaal bemerkt. Sofort wurden die Knaben geweckt und die anderen Abteilungen benachrichtigt, da es natürlich vor allem galt, die 150—200 Waisenkinder zu retten. Mit großem Opfermut gelang die Rettung sämtlicher Kinder, die noch in derselben Nacht Obdach fanden, denn die Krankenhäuser, Klöster und mehrere Privatfamilien hatten sich zur Aufnahme der Waisenkinder alsbald bereit erklärt.

Mit rasender Schnelligkeit griff das Feuer um sich, und wenige Minuten, nachdem es zuerst bemerkt worden war, stand bereits der ganze Dachstuhl des südlichen Flügels in Flammen. Das Gebäude, in welchem der Brand zum Ausbruch gekommen, war nicht zu retten und so mußte sich die Feuerwehr auf die Sicherung der nebenan liegenden Gebäude beschränken. Trotz der größten Anstrengung glückte dies indessen nicht; das Feuer sprang von einem Gebäude zum andern, so daß nach kurzer Zeit der ganze das städtische Waisenhaus bildende Gebäudekomplex in Flammen stand. Kurz nach zwölf Uhr trug ein leichter Wind die Flammen nach der dicht an das Waisenhaus — ein früheres Kloster — angebauten St. Magdalenenkirche. Das ausgetrocknete Balkenwerk bot dem verheerenden Element reiche Nahrung und bald sah man über dem ganzen Dache die Flammen züngeln. Der rasch herbeigeeilte Pfarrer Ludwig öffnete das Portal und man suchte, zu retten, was zu retten war. Bisar Dr. Richert brachte das

Allerheiligste in Sicherheit, andere hilfsbereite Hände retteten die Reliquien der heiligen Attala, einen Teil der Stationen, die Kirchengefäße und Ornamente. Soldaten und Zivilpersonen, die sich wacker an den Lösungs- und Rettungsarbeiten beteiligten, konnten einige kostbare Statuen und den schweren kupfernen Deckel des Taufsteins der Gewalt des Feuers entreißen. Nach etwa einer Viertelstunde brach die Decke im Schiff, die nicht gewölbt war, durch und stürzte in das Innere der Kirche. Hoch auf loderten die Flammen und an die weitere Rettung der Kunstschätze war nicht zu denken. Der herrliche Hauptaltar und die Nebenaltäre sind bis auf die Fundamente zerstört und von den Wandgemälden und dem Gestühl ist keine Spur mehr vorhanden. Geradezu unerseßlich aber ist der Verlust der gemalten Glasfenster im Chor, die als die schönsten Kunstwerke dieser Art gerühmt werden und die Glasfenster des Straßburger Münsters an Wert übertrafen. Sie stammten aus dem 15. Jahrhundert und zeichneten sich durch eine wunderbare Farbenpracht aus. Die furchtbare Hitze brachte die Bleiverglasungen zum Schmelzen und vernichtete die kostbaren Fenster. Ebenso unerseßlich sind die berühmten Wandgemälde des elsässischen in München lebenden Malers Feuerstein. Auch die Orgel und die Kanzel sind zerstört und von der ganzen herrlichen Kirche stehen nur noch die Umfassungsmauern mit dem Portal.

Die Errichtung der nun in Trümmer liegenden Kirche reicht bis in das Jahr 1478, um welche Zeit in Gegenwart des berühmten Predigers Gailer von Kaysersberg der Grundstein zu dem Gotteshaus gelegt wurde, dessen Einweihung am Matthiastage des Jahres 1480 stattfand. Die spätgotische Kirche war einschiffig, ohne Gewölbe und hatte große Fenster mit spätgotischem Maßwerk. Diese mit Darstellungen aus dem Leben Jesu, der Muttergottes und der Legende der heiligen Magdalena geschmückten Fenster wurden seit der großen Revolution mehrfach verlegt, aber wieder ausgebessert. Durch das mittlere Fenster flog in der Schreckensnacht vom 25. August 1870 die erste Granate. Um die Fenster vor weiteren Beschädigungen während des Krieges zu sichern, unterzog man sich der mühsamen Arbeit, sie herauszunehmen, um sie in Kisten verpackt, im Waisenhauskeller aufzubewahren. Im

Jahre 1874 waren sie dann, sämtlich wieder ausgebessert, an ihrer früheren Stelle. Der Verschönerung der Kirche im Innern hat sich während der letzten vierundzwanzig Jahre der frühere Pfarrer und jetzige Domherr Schickel ganz besonders angenommen und unter großen persönlichen Opfern, unterstützt von seinen Pfarrkindern, das herrliche Gotteshaus um viele Kunstwerke bereichert, die nun zum weitest aus größten Teil in Schutt und Asche liegen.

Eng mit der Geschichte der Kirche ist die Geschichte des Waisenhauses verknüpft. Im Jahre 1225 gründeten fünf junge Straßburgerinnen auf dem Baseneck vor dem Judentore unter dem Namen St. Magdalena ein Bistzerinnen-Kloster nach der Regel des heiligen Augustin. Im Jahre 1275 wurde es vergrößert, mußte aber zweihundert Jahre später aus militärischen Rücksichten abgerissen werden. Nicht an der alten Stadtmauer wurde dann das Kloster neu erbaut. Während der französischen Revolution wurde das Gebäude als Lagerhaus verwendet und dieser Bestimmung diente es bis im Jahre 1835 das Waisensstift aus dem alten Katharinenkloster in das Magdalenenkloster kam.

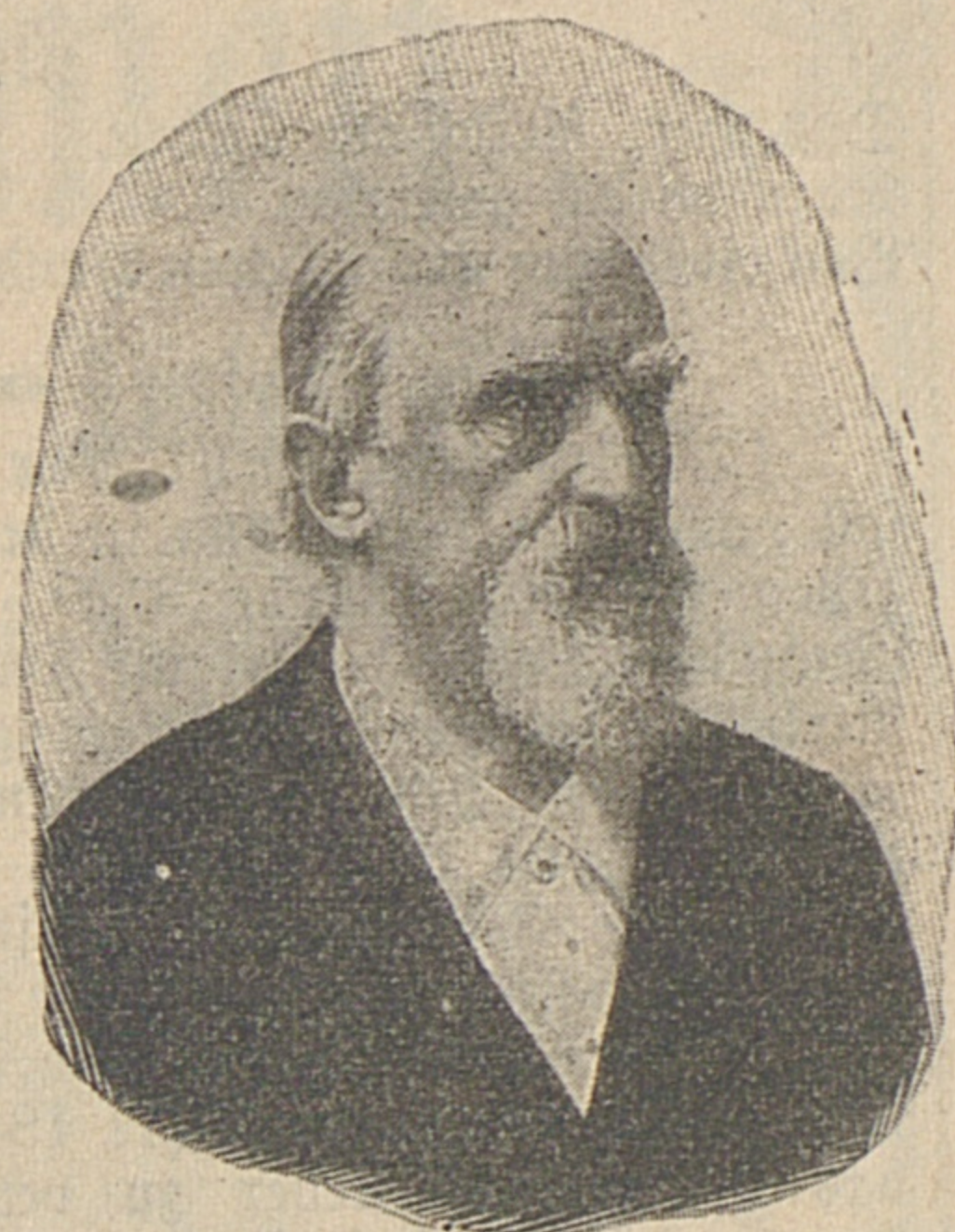
Der Brand in Ilsfeld (Württemberg.)

(Mit zwei Abbildungen.)

(Nachdruck verboten.)

Eine furchtbare Feuersbrunst, die am Nachmittag des 4. August 1904 ausbrach und bis in den Vormittag des 5. hinein wütete, hat den größten Teil des protestantischen Pfarrdorfs Ilsfeld im württembergischen Neckarkreis in Asche gelegt. Der zum Oberamt Besigheim zählende Ort hat 1900 Einwohner und liegt an der Schozach, über der sich auf einer Anhöhe die ursprünglich romanische, später gotisch umgebaute evangelische Kirche zum Bartholomäus erhebt. Das Feuer brach kurz nach 2 Uhr nachmittags aus, anscheinend durch Kinder, die auf einem Spirituskocher Nessel braten wollten. Der Kocher fiel um, und das Feuer ergriff in dem Raume liegendes Stroh, worauf die Kinder fortliefen, ohne jemand etwas zu sagen. Bei der seit Wochen herrschenden Hitze und Trockenheit griff die Feuersbrunst, von einem lebhaften Ostwind getrieben, mit unheimlicher Schnelligkeit um sich, und als die Einwohner, von denen die meisten draußen auf dem Felde arbeiteten, zur Hilfe herbeieilten, war es bereits zu spät. Der Brand griff immer weiter um sich, bald standen auch die Kirche und das Rathaus in hellen Flammen, und obwohl im Laufe der nächsten Stunden sämtliche Feuerwehren der

umliegenden Orte, bis hinunter nach Sontheim und Heilbronn, anrückten, loderte das riesige Feuermeer doch die ganze Nacht hindurch in blutrotem Scheine gen Himmel, bis es endlich am Vormittag des 5. den vereinten Kräften von 15 Feuerwehren und den aus Heilbronn zu Hilfe gesandten drei Kompagnien des Infanterieregiments Nr. 122 gelang, das Feuer derart Herr zu werden, daß es nicht mehr lichterloh brannte. Von 560 Gebäuden sind 310 eingäschert worden, außer der Kirche und dem Rathaus auch das Pfarrhaus und ein älteres Schulhaus, während ein neueres fast am Ausgange des Ortes verschont blieb. Sogar die Holzkreuze auf dem Friedhofe fingen Feuer. 1400 Personen sind obdachlos. Der Gebäude- und der Mobiliarschaden wird auf drei Millionen Mark geschätzt. Glücklicherweise ist nur ein Menschenleben zu beklagen. Ein Mann, der in sein Haus zurückkehrte und nach seiner Frau rief, die übrigens schon gerettet war, ist in den Flammen umgekommen. Leider aber wurden zahlreiche Leute bei den Rettungsarbeiten verletzt. Groß ist die Not unter den obdachlos gewordenen Einwohnern, zu deren Unterstützung schleunigst eine umfassende Hilfsaktion eingeleitet wurde. König Wilhelm von Württemberg traf am Mittag des 6. August mit Sonderzug in Ilsfeld ein, um die Trümmerstätte in Augenschein zu nehmen und den so schwer Heimgesuchten das Bedauern über das



Eduard Hanslick †.

Unglück und seine herzliche Teilnahme auszusprechen. Bei dem Empfange am Bahnhofe sagte der König, daß es ihn sehr schmerzlich berühre, aus einem so traurigen Anlaß nach Ilsfeld kommen zu müssen, aber er habe es für eine landesväterliche Pflicht gehalten, da nicht zu fehlen, wo so viele seiner treuen Landesfinder so schweres Unglück erlitten. Bereits am Tage vorher hatten der König und die Königin dem Oberamtmann von Besigheim telegraphisch namhafte Geldbeiträge für die Abgebrannten zur Verfügung gestellt. Die übrigen Mitglieder der königlichen Familie spendeten ebenfalls größere Summen. Der König besichtigte alsdann den vom Brand heimgesuchten Ortsteil und richtete an die noch anwesenden Feuerwehren der Nachbargemeinden anerkennende Worte. Auch die von der Firma Knorr in Heilbronn errichtete Feldküche wurde in Augenschein genommen. Der deutsche Kaiser sandte 1000 Mark.



König Wilhelm von Württemberg besichtigt in Ilsfeld die Brandstätte.

Eduard Hanslick †.

(Mit Abbildung.)

(Nachdruck verboten.)

Zu Baden bei Wien verschied am 6. August 1904 nach längerem Leiden der hervorragende Musikkritiker Hofrat Professor Dr. Eduard Hanslick in dem hohen Alter von beinahe 79 Jahren. Am 11. September 1825 in Prag geboren, genoß er während seines juristischen Studiums an der dortigen Hochschule auch vier Jahre hindurch Unterricht in Klavierpiel und Theorie bei Tomaschek. Er trat dann in den Staatsdienst ein, habilitierte sich aber, nachdem er durch seine 1854 erschienene Schrift: „Vom Musikalisch-Schönen“ allgemein bekannt geworden war, 1856 als Dozent für Aesthetik und Geschichte der Musik an der Wiener Universität, wo er 1861 zum außerordentlichen und 1870 zum ordentlichen Professor ernannt wurde; 1886 erhielt er den Titel Hofrat. 1896 trat er als akademischer Lehrer in den Ruhestand. Den größten Einfluß übte Hanslick durch seine geistreichen, formvollendeten Kritiken, zuerst in der „Wiener Zeitung“, seit 1855 in der „Presse“ und seit 1864 in der „Neuen Freien Presse“, die er neben selbständigen Schriften und einer zweibändigen Selbstbiographie auch als Bücher erscheinen ließ. Er bekämpfte Richard Wagner und die Neudeutschen in einseitiger und gehässiger Weise, während er namentlich für Brahms mit Wärme eintrat. Sehr gründlich schlug plötzlich die Meinung um und stürzte ihn, den früheren „Musikgewaltigen“, völlig von seinem Thron, eine Tatsache, die ihm seinen Lebensabend sehr verbittert hat, zumal auch einzelne seiner auf ihn eingeschworenen Jünger seine musikalisch-ästhetischen Thesen gänzlich über Bord warfen. Bleibendes Verdienst hat Hanslick sich aber als Musikkritiker erworben. Einer der glänzendsten Vertreter deutschen Rezensententums ist in ihm dahingegangen.

